

Anna Fifield

Kim

Anna Fifield

KIM

**Nordkoreas Diktator
aus der Nähe**

Aus dem Englischen von
Gabriele Gockel und Thomas Wollermann

 Edition
Körber

Die englische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
»The Great Successor. The Divinely Perfect Destiny of Brilliant Comrade
Kim Jong Un« bei PublicAffairs, Hachette Book Group, Inc., New York.
www.publicaffairsbooks.com

Copyright © 2019 by Anna Fifield

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Edition Körber, Hamburg 2020

Umschlag: Groothuis, www.groothuis.de

Coverfoto: vectorportal.com

Lektorat: Werner Irro, Hamburg

Herstellung: Das Herstellungsbüro, Hamburg | www.buch-herstellungsbuero.de

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-89684-277-0

Alle Rechte vorbehalten

www.edition-koerber.de

*Für die fünfundzwanzig Millionen Menschen Nordkoreas.
Mögen sie bald die Freiheit haben, ihren Träumen zu folgen.*

*Kann ich doch lächeln, und im Lächeln morden,
Und rufen: schön! zu dem, was tief mich kränkt,
Die Wangen netzen mit erzwungenen Tränen
Und mein Gesicht zu jedem Anlass passen. [...]
Ich leihe Farben dem Chamäleon,
Verwandle mehr als Proteus mich und nehme,
Den mörd'rischen Machiavell in Lehr'.
Und kann ich das, und keine Kron' erschwingen?*
SHAKESPEARE, »HEINRICH VI.«¹

Inhalt

Vorbemerkung	9
Prolog	11

Teil 1: Lehrjahre

1 Die Anfänge	25
2 Leben mit den Imperialisten	53
3 Inkognito in der Schweiz	72
4 Das kleine Einmaleins der Diktatur	94

Teil 2: Konsolidierung

5 Ein dritter Kim am Ruder	121
6 Das Ende der mageren Jahre	139
7 Lieber gefürchtet als geliebt	161
8 Auf Wiedersehen, Onkel	184
9 Die Eliten von Pjönghattan	201
10 Millennials und moderne Zeiten	221
11 Ballspiele mit dem Erzfeind	241

Teil 3: Selbstbewusstsein

12 Party Time	263
13 Der ungeliebte Bruder	285
14 Das heilige Schwert	313
15 Die Charmeoﬀensive	338
16 Gespräche mit dem Erzfeind	362
Epilog	386
Danksagung	396
Anmerkungen	402

Vorbemerkung

Viele Flüchtlinge aus Nordkorea, die in diesem Buch zu Wort kommen, baten mich, ihren Namen nicht zu nennen. Sie haben Angst, Familienangehörige in Gefahr zu bringen, die noch in Nordkorea leben. In diesen Fällen habe ich Pseudonyme verwendet oder gar keine Namen genannt. Bei den nordkoreanischen Personen- und Ortsnamen bin ich der in Nordkorea üblichen lateinischen Schreibweise gefolgt.

Prolog

Ich saß an Bord der Air Koryo, Flugnummer 152, nach Pjöngjang, um meine sechste Reise in die Hauptstadt Nordkoreas anzutreten. Zugleich war es mein erster Besuch, seit Kim Jong-un, der Führer in der dritten Generation, die Macht übernommen hatte. Es war der 28. August 2014.

Als Journalistin nach Nordkorea zu reisen, ist immer eine besondere und abenteuerliche, aber auch bedrückende Erfahrung; doch dieser Besuch sollte noch surrealer werden als meine früheren Visiten.

Es fing schon damit an, dass ich neben Jon Andersen saß, einem 140 Kilo schweren Profi-Wrestler aus San Francisco, der unter dem Namen Strong Man in den Ring steigt. Er ist dafür bekannt, dass er seinem Gegner erbarmungslos in den Nacken grätscht oder ihn in die Höhe hebt und brutal zu Boden schmettert, Nettigkeiten, die unter Wrestling-Fans als »Diving Neckbreaker« und »Gorilla Press Drop« bekannt sind.

Ich landete neben Andersen in der Business Class (ja, die staatliche Fluglinie des kommunistischen Landes bietet unterschiedliche Klassen an), weil mich ein Passagier um meinen Economy-Platz bat, um neben seinem Freund sitzen zu können. Andersen und ich machten es uns in den roten Sitzen der betagten Iljuschin

bequem, die mit ihren weißen Zierdeckchen auf den Kopfpolstern und den Goldbrokatkissen, die auf jedem Sitz liegen, an Großmutter Lehnstuhl erinnern.

Andersen war einer von drei amerikanischen Wrestlern, die ihre besten Tage hinter sich hatten und nun in Japan ihr Glück versuchten, wo sie aufgrund ihrer schieren Größe noch als die Topattraktion auftreten können, die sie zu Hause längst nicht mehr sind. Doch sie probierten auch gern mal was Neues aus, und so waren die drei unterwegs zu einer Show, wie es sie noch nicht gegeben hatte: die ersten International Pro Wrestling Games in Pjöngjang, ein Wochenende voller Events rund um diese Kampfshow, organisiert von Antonio Inoki, einem Japaner mit kantigem Kinn, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, den Frieden durch Sportveranstaltungen zu fördern.

Beim Start erklärte mir Andersen, er sei neugierig darauf, wie Nordkorea wirklich sei, jenseits der Klischees, die in den amerikanischen Medien verbreitet wurden. Ich brachte es nicht übers Herz, ihm zu sagen, dass er eine seit Jahrzehnten eingeübte Farce erleben würde, die eigens zu dem Zweck aufgeführt wurde, damit kein Besucher jemals das wahre Nordkorea zu Gesicht bekam und mit einem Einheimischen sprechen oder eine gewöhnliche Mahlzeit essen konnte.

Als ich Andersen das nächste Mal sah, trug er enge schwarze Lycra-Shorts, die an Unterhosen erinnerten und quer über dem Hintern das Wort STRONGMAN zeigten. Er stürmte mit wilden Gesten in die Sporthalle Ryugyong Chung Ju-yung, wo ihn 13 000 sorgfältig ausgewählte Nordkoreaner erwarteten. »Hier kommt Macho-Mann!«, plärrte es aus den Lautsprechern.

Ohne Anzug wirkte er viel größer. Ich staunte über seinen Bizeps und die straffen Muskeln, die aus seiner Haut zu platzen schienen wie Wurst aus der Pelle. Ich konnte mir kaum vorstel-

len, wie das auf die Nordkoreaner gewirkt haben musste, deren Land eine Hungersnot mit Hunderttausenden Opfern erlebt hatte.

Im nächsten Moment tauchte ein noch imposanterer Wrestler auf, Bob Sapp, eingehüllt in ein mit Pailletten und Federn geschmücktes Cape. Das Outfit hätte besser zum Mardi Gras in New Orleans gepasst als ins stocknüchterne kommunistische Pjöngjang.

»Machen wir sie fertig!«, rief Andersen Sapp zu, und die zwei Amerikaner stürzten sich auf zwei viel kleiner wirkende japanische Wrestler.

Etwas derart Schräges und Aberwitziges hatte ich in Korea noch nicht gesehen: amerikanisches Schmierentheater im Zentrum der übelsten Propagandahauptstadt der Welt. Das Publikum, an Täuschungen gewöhnt, durchschaute bald, dass alles sorgfältig inszeniert war und es hier mehr um Unterhaltung als um Sport ging. Und so lachte es herzlich über die Show.

Ich hingegen blickte nicht mehr durch, was hier echt war und was nicht.

Bei meinem letzten Besuch, im Winter 2008, war ich mit den New Yorker Philharmonikern gekommen. Die Reise war mir damals wie ein Wendepunkt in der Geschichte erschienen.

Das renommierteste Orchester der Vereinigten Staaten trat in einem Land auf, dessen Fundament der Hass auf Amerika war. Die Bühne war von den Flaggen Amerikas und Nordkoreas eingerahmt, und das Orchester spielte George Gershwins »Ein Amerikaner in Paris«.

»Eines Tages schreibt ein Komponist vielleicht ein Werk mit dem Titel *Ein Amerikaner in Pjöngjang*«, sagte der Dirigent Lorin Maazel vor dem nordkoreanischen Publikum. Später gab das Orchester auch »Arirang« zum Besten, ein herzerweichendes korea-

nisches Volkslied über das Gefühl des Verlassenseins, das die ebenfalls ausgesuchten Einwohner Pjöngjangs sichtlich ergriff.

Doch es kam zu keinem Wendepunkt.

Im selben Jahr erlitt Nordkoreas »Geliebter Führer« Kim Jong-il einen schweren Gehirnschlag, der ihn für den Rest seines Lebens zeichnete. Von da an konzentrierte sich das Regime nur noch auf eines: dafür zu sorgen, dass die Kim-Dynastie an der Macht blieb.

Hinter den Kulissen nahmen Pläne Gestalt an, Kim Jong-ils jüngsten Sohn, der zu diesem Zeitpunkt erst vierundzwanzig Jahre alt war, zum nächsten Führer Nordkoreas zu küren.

Der Welt sollte diese Krönung erst zwei Jahre später verkündet werden. Als es so weit war, hofften einige Beobachter, Kim Jong-un werde sich als Reformler erweisen. Schließlich war er in der Schweiz zur Schule gegangen, hatte den Westen bereist und den Kapitalismus kennengelernt. Wer wollte daran zweifeln, dass er etwas davon auch nach Nordkorea bringen würde?

Ähnliche Hoffnungen hatte man gehegt, als im Jahr 2000 in Syrien der in London ausgebildete Augenarzt Baschar al-Assad das Ruder übernahm, und später, als Kronprinz Mohammed bin Salman in Saudi-Arabien an die Macht kam, der das Silicon Valley kannte und Frauen das Autofahren erlaubte.

Auch im Fall von Kim Jong-un sah es zunächst gut aus, dachte Jon Delury, ein Chinaexperte an der Yonsei University in Seoul. Er hielt nach Anzeichen Ausschau, dass der junge Führer Nordkorea Reformen und Wohlstand bescheren würde, ähnlich wie Deng Xiaoping 1978 in China.

Doch im Allgemeinen überwog eine ganz andere Hoffnung: die Hoffnung, dass das Ende nahe sei.

Von dem nahen Seoul bis zum fernen Washington prophezeiten viele Regierungsvertreter und Beobachter dem Land kühn – einige hinter vorgehaltener Hand, andere recht lautstark – schwere

Instabilität, einen Massenexodus nach China, einen Putsch, den unmittelbar bevorstehenden Kollaps. All diese Untergangsszenarien einte ein Gedanke: Es konnte doch nicht sein, dass es dem Regime gelang, die Macht zum dritten Mal auf einen totalitären Führer namens Kim zu übertragen, schon gar nicht auf einen Mittzwanziger, der teure europäische Schulen besucht hatte und Fan der Chicago Bulls war – dafür aber weder über militärische noch politische Erfahrung verfügte.

Victor Cha, der in der Regierungszeit von George W. Bush als Chefunterhändler in Nordkorea gewesen war, sagte in der *New York Times* voraus, das Regime werde in wenigen Monaten, wenn nicht Wochen, zusammenbrechen.

Niemand äußerte eine so klare Prognose wie Cha, aber er war nicht der Einzige, der so dachte. Die meisten Beobachter Nordkoreas sahen das Ende nahen. Dass Kim Jong-un der Aufgabe gewachsen war, wurde allgemein angezweifelt.

Auch ich hatte meine Bedenken. Ich konnte mir Nordkorea nicht unter einem dritten Kim vorstellen. Ich verfolgte nun schon seit Jahren aufmerksam die Entwicklung des Landes, aus der Nähe und aus der Ferne. 2004 hatte mich die *Financial Times* als Korrespondentin nach Seoul geschickt, um über beide Koreas zu berichten. Es war der Beginn einer großen Leidenschaft.

In den folgenden vier Jahren reiste ich zehnmal nach Nordkorea, darunter fünfmal für Reportagen aus Pjöngjang. Ich besichtigte die verschiedenen Kim-Gedenkstätten, interviewte Regierungsvertreter, Geschäftsleute und Professoren – stets in Begleitung der unvermeidlichen Aufpasser des Regimes. Sie sollten sicherstellen, dass ich nichts zu sehen bekam, was das sorgfältig für mich arrangierte Bild stören konnte.

Die ganze Zeit über hielt ich Ausschau, ob nicht doch irgendwo die Wahrheit hervorschimmerte. Sosehr sich das Regime bemüht

te, es war unübersehbar, dass es am Boden lag. Nichts war, was es zu sein schien. Die Wirtschaft war marode. Den Augen der Menschen war die Angst abzulesen. Der Applaus für Kim Jong-il, den ich aus fünfzig Meter Entfernung vom Stadion hörte, klang wie eine Tonkondensierdose.

Dieses System konnte unmöglich in dritter Generation weiterbestehen. Oder etwa doch?

Die Experten, die umfassende Reformen voraussagten, behielten unrecht. Jene, die den unmittelbar bevorstehenden Kollaps voraussagten, behielten unrecht. Ich behielt unrecht.

Im Jahr 2014, nach sechs Jahren Abwesenheit von der koreanischen Halbinsel, reiste ich als Korrespondentin der *Washington Post* erneut in das Land.

Wenige Monate nachdem ich meinen neuen Posten bezogen hatte, Kim Jong-un war damals schon beinahe drei Jahre an der Macht, kam ich nach Pjöngjang, um über das Wrestling-Turnier zu berichten. Was nimmt man im Journalismus nicht alles auf sich, um ein Visum für Nordkorea zu bekommen.

Ich war sprachlos.

Zwar hatte ich gehört, dass die Hauptstadt einen Bauboom erlebte, aber von seinen Ausmaßen hatte ich keine Ahnung. Praktisch in jeder zweiten Straße wurde ein Wohnturm oder ein anderes Gebäude hochgezogen. Bei meinem letzten Besuch hatte man kaum einmal einen Traktor zu Gesicht bekommen, und jetzt sah ich überall Lastwagen und Kräne, in denen Männer in olivgrünen Uniformen saßen.

Wenn ich früher durch die Straßen lief, schenkte mir niemand auch nur einen flüchtigen Blick, obwohl man sehr selten Ausländer zu Gesicht bekam. Die Menschen senkten einfach den Kopf und gingen weiter. Nun lag fast eine heitere Stimmung in der

Luft. Die Leute waren besser gekleidet, Kinder fuhren mit Inlineskates auf neu angelegten Bahnen, alles wirkte viel entspannter.

Es bestand kein Zweifel, dass das Leben in der Hauptstadt, dem Schaufenster des Landes, immer noch trostlos war. An den Haltestellen der klapprigen Busse standen lange Schlangen, man sah immer noch viele alte Mütterchen, die große Bündel auf dem Rücken schleppten, und nach einer beleibten oder auch nur einer etwas molligeren Person hielt man vergeblich Ausschau. Von der Sorte gab es nur die eine ganz an der Spitze. Dennoch stand Pjöngjang, wo die Elite lebte, die Kim Jong-un an der Macht hielt, keinesfalls kurz vor dem Zusammenbruch.

Fast sieben Jahrzehnte nach der Gründung der Demokratischen Volksrepublik Korea (DVRK) sah ich nicht einmal im Ansatz Risse in der kommunistischen Fassade.

In diesen sieben Jahrzehnten hatte die Welt viele andere brutale Diktatoren erlebt, die das Volk quälten, während sie ihre eigenen Interessen verfolgten. Josef Stalin. Pol Pot. Idi Amin. Saddam Hussein. Muammar al-Gaddafi. Ferdinand Marcos. Mobutu Sese Seko. Manuel Noriega. Einige taten es aus ideologischen Gründen, einige waren Kleptokraten. Auf viele traf beides zu.

Es gab auch Beispiele von Familiendiktaturen. In Haiti hatte »Papa Doc« Duvalier die Macht an seinen Sohn »Baby Doc« weitergegeben, und Syriens Präsident Hafiz al-Assad machte seinen Sohn Baschar zu seinem Nachfolger. Kubas Fidel Castro sorgte dafür, dass ihm sein Bruder Raúl nachfolgte.

Was die drei Kims auszeichnet, ist die Dauer ihrer Familienherrschaft über das Land. Während der Regierungszeit des Staatsgründers Kim Il-sung hatten die Vereinigten Staaten zehn Präsidenten, von Harry S. Truman bis zu Bill Clinton. Japan wurde in dieser Zeit von einundzwanzig Premierministern regiert. Kim Il-sung überlebte Mao Zedong um beinahe zwei Jahrzehnte

und Josef Stalin um vier. Nordkorea besteht nun schon länger als die Sowjetunion.

Ich wollte herausfinden, wie dies dem jungen Mann und dem Regime, das er geerbt hatte, allen Widrigkeiten zum Trotz gelungen war. Ich wollte alles wissen, was man über Kim Jong-un in Erfahrung bringen konnte.

Ich machte mich daran, mit allen zu sprechen, die ihm jemals begegnet waren, um mir ein Bild von diesem geheimnisvollsten aller Führer zu verschaffen. Das war keine leichte Aufgabe. Nur wenige Menschen hatten direkt mit ihm zu tun gehabt, und die Gruppe derer, die ihn über einen längeren Zeitraum gekannt hatten, war noch bedeutend kleiner. Ich ging jeder möglichen Spur nach.

Ich konnte Kim Jong-uns Tante und seinen Onkel ausfindig machen, die sich um ihn gekümmert hatten, als er in der Schweiz zur Schule ging. Ich fuhr in die Schweizer Hauptstadt Bern, um etwas darüber zu erfahren, was ihn als Teenager geprägt hatte, stand vor seinem dortigen Wohnhaus und schaute mir seine ehemalige Schule an.

Zweimal traf ich mich in einem schmutzigen Restaurant in den Japanischen Alpen mit Kenji Fujimoto, der bessere Tage als Sushi-Koch für Kims Vater gesehen hatte und so etwas wie ein Spielgefährte des zukünftigen Führers gewesen war. Ich sprach mit Leuten, die im Gefolge des Basketballers Dennis Rodman nach Nordkorea geflogen waren und von Trinkgelagen und Ausschweifungen zu erzählen hatten.

Als ich hörte, dass Kim Jong-uns Halbbruder Kim Jong-nam in Kuala Lumpur getötet worden war, setzte ich mich sofort in ein Flugzeug, um mir die Stelle anzuschauen, an der dies wenige Stunden zuvor geschehen war. Ich wartete vor der Leichenhalle, in der seine sterblichen Überreste lagen, und sah aufgeregte

nordkoreanische Regierungsvertreter kommen und gehen. Ich fuhr zur nordkoreanischen Botschaft, um festzustellen, dass dort Reporter so unerwünscht waren, dass man sogar den Klingelknopf am Tor entfernt hatte.

Ich spürte Kim Jong-nams Cousine auf, die Frau, die quasi seine Schwester wurde und mit ihm lange nachdem sie aus dem Land geflohen und er ins Exil gegangen war, in Kontakt blieb. Sie führte bereits seit einem Vierteljahrhundert ein völlig neues Leben mit einer neuen Identität.

Dann, inmitten der turbulenten diplomatischen Ereignisse des Jahres 2018, wurde es auf einmal viel einfacher, Menschen zu finden, die den nordkoreanischen Führer persönlich kennengelernt hatten.

Die Südkoreaner und die Amerikaner hatten Gipfeltreffen zwischen Kim Jong-un und dem südkoreanischen Präsidenten Moon Jae-in und Donald Trump arrangiert. Ich interviewte Personen, die mit ihm in Pjöngjang gesprochen hatten, von einer südkoreanischen Sängerin bis hin zu einem deutschen Sportfunktionär. Ich sah in Singapur seinen Autokorso an mir vorbeiziehen. Mit jeder Begegnung, die der mysteriöse Machthaber hatte, versuchte ich ein bisschen besser zu verstehen, wer er war.

Ich fragte auch wiederholt die nordkoreanischen Diplomaten, die bei den Vereinten Nationen akkreditiert waren, einer Gruppe weltgewandter Funktionäre, die alle auf Roosevelt Island im East River wohnten, weshalb die Insel manchmal scherzhaft als die Sozialistische Republik von New York City bezeichnet wird, ob ich ein Interview mit Kim Jong-un führen könne. Sehr aussichtsreich war das nicht, aber auch keine völlig abwegige Idee. Immerhin hatte Kim Il-sung kurz vor seinem Tod 1994 eine Gruppe ausländischer Journalisten zum Essen empfangen.

Jedes Mal, wenn ich einen von ihnen traf – stets beim Essen

in einem Steakhouse in Manhattan, wo sie ohne Ausnahme das Filet Mignon für 48 Dollar bestellten und niemals das preiswerte Tagesgericht –, versuchte ich es erneut. Und jedes Mal lachten sie mich einfach aus.

Bei der letzten Gelegenheit, einen Monat nach Kim Jong-uns Gipfeltreffen mit Donald Trump Mitte des Jahres 2018, lachte mir der charmante Diplomat, der für die Beziehungen zu den amerikanischen Medien zuständig ist, ins Gesicht und sagte nur: »Träumen Sie weiter!«

Doch statt zu träumen, schaute ich mir die Realität außerhalb der Lügenfassaden der Hauptstadt an, und zwar an Orten, die mir das Regime nicht zeigen wollte. Ich stieß auf Nordkoreaner, die Kim Jong-un kennengelernt hatten, nicht persönlich, aber durch seine Politik, Nordkoreaner, die seine Staatsführung am eigenen Leib erfahren und es geschafft hatten, ihr zu entfliehen.

In den Jahren, in denen ich über Nordkorea berichtete, habe ich sehr viele, wahrscheinlich Hunderte Menschen getroffen, die dem Kim-Staat den Rücken gekehrt hatten. Sie werden oft als »Überläufer« bezeichnet, aber mir widerstrebt diese Bezeichnung. Sie suggeriert, dass sie mit ihrer Flucht vor dem Regime eine Art Verrat begangen hätten. Ich nenne sie lieber »Gerettete« oder »Geflüchtete«.

Es wird zunehmend schwerer, Menschen zu finden, die bereit sind, offen zu reden. Dies liegt auch daran, dass der Flüchtlingsstrom seit Kim Jong-uns Herrschaft schwächer geworden ist, was einerseits an stärkerer Bewachung der Grenze, andererseits aber am steigenden Lebensstandard im Land liegt. Ein weiterer Grund ist, dass die Flüchtlinge zunehmend erwarten, für ihre Aussagen mit Geld entlohnt zu werden, was für mich aufgrund meiner journalistischen Grundsätze tabu ist.

Über Organisationen, die Nordkoreaner bei der Flucht oder bei

der Ankunft in Südkorea unterstützen, gelang es mir dann doch, mit Dutzenden Personen in Kontakt zu kommen, die auch ohne Geld zu reden bereit waren: Funktionäre und Händler, denen es in Pjöngjang gutgegangen war, Menschen aus den Grenzregionen, die ihren Lebensunterhalt auf den Märkten verdient hatten, und solche, die für nichtige Vergehen in den grausamen Gefängnissen des Regimes geschmachtet hatten.

Ich traf auch Menschen, die anfangs geglaubt hatten, dass dieser junge Führer positive Veränderungen einleiten würde; es gab sogar einige, die immer noch stolz darauf waren, dass er ein Atomwaffenprogramm auf die Beine gestellt hatte, wie es Nordkoreas reicherer Nachbarstaat nicht vorweisen konnte.

Einige traf ich nach ihrem Arbeitstag am Stadtrand von Seoul, oft in einem einfachen Grillrestaurant. Mit anderen sprach ich am Ufer des Mekong oder saß mit ihnen zusammen in schäbigen Hotelzimmern in Laos und Thailand auf dem Fußboden, wo sie auf ihrer gefährlichen Flucht Zwischenstation machten.

Am riskantesten waren die Begegnungen mit Flüchtlingen im Norden Chinas. China betrachtet Menschen, die Nordkorea den Rücken gekehrt haben, als Wirtschaftsmigranten, das heißt, sie werden bei Entdeckung zurückgeschickt und vom Regime schwer bestraft. Trotzdem erzählten sie mir in den Wohnungen, in denen sie Unterschlupf gefunden hatten, tapfer ihre Geschichte.

Aus Hunderten Stunden Interviews, die ich in acht Ländern führte, setzte ich das Puzzle zusammen, das Kim Jong-un heißt.

Was ich erfuhr, verspricht keine rosige Zukunft für die fünf- undzwanzig Millionen Menschen, die immer noch in Nordkorea gefangen sind.